

Martin-Ingbert Heigl

Aufsätze zur Eurythmie und Heileurythmie

aus dem Merkurstab 1989-1992

© Martin-Ingbert Heigl 1990-1992

www.widar.de

Martin-Ingbert.Heigl@gmx.de

Die folgende Aufsätze sind im Merkurstab erschienen. Es wird empfohlen, die Texte zum Lesen auszudrucken. Sie dürfen damit genauso umgehen, wie mit Kopien, die Sie sich zum persönlichen Gebrauch von einem entliehenen Exemplar machen. Jede weitergehende Verwendung bedarf meiner Zustimmung.

Zur Übung: Ich denke die Rede: Mai/Juni 1990

Der Laut W und der Werdestrom Juli/August 1990

Der Laut F und die Eiweißstabilität: September/Okttober 1990

Die Erdbildung im Menschen und seine geistige Freiheit: Jan./Feb. 1991

Der Laut H: der Mensch zwischen Sein und Schein: Juli/August 1991

Der Laut C: März/April 1992

DAS TOR ZU DEN HEILENDEN KRÄFTEN

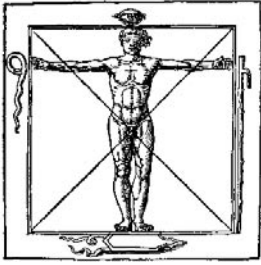
Ein Aspekt der Übung “Ich denke die Rede”

Unter allen Übungen, die für die Eurythmie gegeben sind, nimmt “Ich denke die Rede” eine im wörtlichen Sinne umfassende Stellung ein. Noch vor jeder Lautangabe wies Rudolf Steiner Lory Maier-Smits am 29. Januar 1912 auf die sechs Stellungen bei Agrippa von Nettesheim hin. Nach zwölf Jahren ergänzte Rudolf Steiner diese Stellungen durch die bekannten Worte. Dies geschah im letzten Vortrag des Lauteurythmiekurses, am 12. Juli 1924, nach Besprechung aller Laute. In dieser umfassenden Anordnung erscheinen die sechs Stellungen als das Tor, durch das wir erst in das Reich der Laute eintreten. Darauf weist Rudolf Steiner indirekt im Lauteurythmiekurs hin, wenn er sagt, dass Erwachsene “sich ganz sicher gerade dadurch sehr gut in das Eurythmische hineinfinden”.

Dann reiht Rudolf Steiner diese Übung auch noch unter die heileurythmischen Übungen ein: “... Wenn also Menschen innerlich so auseinandergekommen sind in ihrer Seele, dass sich das auch leiblich zum Ausdrucke bringt, in allerlei Stoffwechselkrankheiten zum Ausdrucke bringt, dann ist unter allen Umständen als eine heileurythmische Übung diese Übung ganz vorzüglich.”

Zum Wesen dieser Übung, soweit es sich mir im (heileurythmischen) Umgehen erschlossen hat, möchte ich hier einige Gedanken anschließen.

Zunächst fällt ja eine deutliche Zweiteilung auf: In den ersten drei Stellungen ist die Sprache, die “Rede” das Thema, im zweiten Teil dann “Geist”.



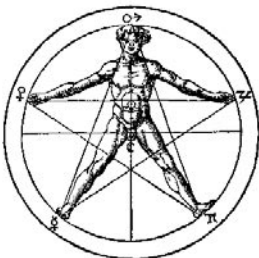
Ich denke die Rede

Solange ich denke, ist das Wort noch nicht erdenwirksam geworden. Es sind noch alle Möglichkeiten offen. Auch ist kein Gegensatz von innen und außen erlebbar - das Menschen-Ich befindet sich im Strom des Weltendenkens. Es ist ein Gleichgewichtszustand dargestellt und in der Stellung erscheint die Horizontale.

Ich rede



Jetzt verschiebt sich dieses Gleichgewicht. Nicht mehr Zuschauer ist der Mensch; der "Fluß der Rede" geht durch ihn selbst hindurch. Man könnte zum Vergleich ein Gefäß heranziehen, das gerade bis zum Rand gefüllt ist: da tritt Ruhe, Gleichgewicht ein - die Horizontale. Doch nun genügt ein geringfügiges weiteres Anheben des Flüssigkeitsspiegels, damit es überfließt. So ist Reden nur möglich aus einem Überfluß an ätherischen Kräften. Das Weltenwort, das den Menschen zuerst gebildet, gebaut hat, wird im Sprechenlernen wieder frei, fließt durch den Kehlkopf nach außen. In der Sprache wird der Mensch vom Geschöpf selber zum Schöpfer. In der Darstellung Agrippas hält der Mensch hier Sterne in seinen Händen: er "handhabt" Sternenkkräfte.



Ich habe geredet

In der dritten Stellung kann man etwas wie ein Leerwerden empfinden: die Kräfte des Überflusses bei "Ich rede" sind nun verbraucht. Dementsprechend sind die Arme unterhalb des

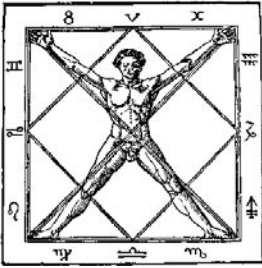
Herzens abgesunken, also in den Bereich des Zwerchfells, das den Bereich der im rhythmischen System freiwerdenden Kräfte, aber auch den Luft-(Sprach-)Menschen nach unten begrenzt.

Die Kräfte des Logos können unbewußt bleiben - dann bilden sie den Leib.

Sie können bewußt werden - dann entsteht das Denken. In der Sprache ist ein mittlerer Bereich erlebbar: insofern die Laute selbst uns beim Sprechen unbewußt bleiben, verraten sie ihre Herkunft aus dem Bereich bildender Kräfte, indem sie aber Gedanken und Stimmungen ausdrücken, gehören sie zum Bereich des Bewußtseins. Vielleicht kann man die erste Stellung auch verstehen als ein Getrenntsein der Logoskräfte in einen unteren, bildenden Bereich und einen oberen der Denkkräfte. Die Horizontale wäre dann die Grenzlinie zwischen "Himmel und Erde". In der zweiten Stellung dringen dann die freiwerdenden Bildekräfte hinauf in den Bereich des Bewußtseins, werden Sprache und erschöpfen sich in der dritten Stellung.

In der Sprache verfügen wir über eine Fähigkeit, die zwar rein menschlich ist, andererseits aber zunächst noch nicht individuell, sondern an das Volk, an die Eltern gebunden ist. Wir lernen unsere Muttersprache noch bevor wir zum ersten Ich-Erlebnis erwachen. Doch dieser Bereich der dem Menschen allgemein mitgegebenen Kräfte, sei es in Leibesbildung, in Sprache, in Bildung, in Kultur ist aufgezehrt, ist Vergangenheit geworden. In diese Lage kann jeder einzelne in seiner Biographie kommen - sie betrifft aber auch die ganze gegenwärtige Kulturwelt: als Hinweis auf die Weltensituation, in der die Sprache dem Menschen durch die Eurythmie neu geschenkt werden mußte, kann man die Übung dann erleben. So wird in den nun folgenden Stellungen ein ganz anderer Bereich angesprochen:

Ich suche mich im Geiste



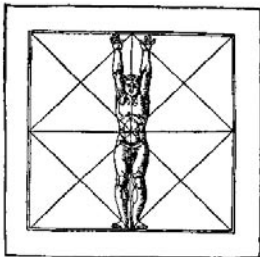
Dies kann ich nur aus einem ganz individuellen Entschluß heraus sagen. Es ist ja nichts geringeres als der Beginn eines Schulungsweges. In der Stellung wird der Mensch selbst zum Gefäß, das sich dem Geiste öffnet, das Empfangene aber bis zur Erde durchführen will. Genausoweit ist die Öffnung der Beine, die die Erde ergreifen, wie die der Arme zum Himmel.

Ich fühle mich in mir



Hier erfülle ich mich mit meinem Geistigen, das ich zunächst außer mir erlebt habe. Ist der Anklang von "Fühlen" an "Füllen" nur zufällig? Nur, womit ich mich erfülle, kann ich in mir fühlen. Beim Übergang von der vierten zur fünften Stellung kann man dieses Hereinholen von etwas Kosmisch-Weitem in die eigenen Leibesgrenzen deutlich erleben.

Ich bin auf dem Wege zum Geiste - zu mir



In der letzten Stellung wird das Ziel zum Weg. Es fällt in eines zusammen, was zuvor getrennt erschien. Dieser Satz bewahrt uns auch vor der Verführung der einseitigen lebensfernen Weltflucht: Der irdische Lebensweg selbst wird zum Geistweg. Die parallele Stellung verbindet Erde und Himmel. Besonders deutlich kommt dies zum Ausdruck in einer Version, die Ilona Schubert vertrat: bevor wir die Arme in die letzte Stellung heben, lassen wir sie noch einmal in die Ruhelage sinken und erfassen uns so als Erdenmensch in seiner Gestalt.

Gehen wir noch einmal den Weg durch die sechs

Stellungen im Zusammenhang:

Was der Mensch als Geistiges mitbekommen hat, was ihn zuerst körperlich, dann seelisch aufgebaut hat, ist an ein Ende gekommen. Der Mensch kommt in eine Krise -und kann sie nur überwinden, indem er die entstandene innere Leere aus dem Geiste neu zu erfüllen sucht. Jede Krankheit ist solch eine Krise, die den Menschen aufruft, sein Leben aus dem Geiste heraus neu zu bilden. So ist verständlich, dass es sich hier um eine umfassende Heileurythmie-Übung handelt. Der Wendepunkt liegt in der Mitte zwischen den beiden Teilen der Übung: Das ICH, mit dem jede Zeile beginnt, ist zugleich der Mittelpunkt der Übung. So liegt doch in der Sechsheit zugleich die Siebenheit. Dementsprechend ließ Rudolf Steiner auch die Übung durch sieben Menschen ausführen: sechs repräsentieren die Stellungen, durch die der siebente hindurchschreitet.

Beim Lesen des Vortrags, den Rudolf Steiner am gleichen Tag, an dem er Lory Maier-Smits auf diese Stellungen hinwies, in Kassel hielt (29. I. 1912, enthalten in G. A. 130 "Das esoterische Christentum") kann man dieselben Motive entdecken. Rudolf Steiner spricht hier über Krisen im Leben vieler Menschen: An einem bestimmten Punkt seines Lebens kommt ein Mensch in Gefahr, sein Leben zu verlieren (und jeder beim Vortrag anwesende Mensch könne in seiner Biographie solch einen Punkt finden) und er erhält es neu geschenkt durch den Anruf von Christian Rosenkreutz. Bei intimer Selbstbetrachtung könne der Mensch sich dann sagen: "Eigentlich standest du da vor einer karmischen Krisis, eigentlich sollte dein Leben enden in diesem Augenblick, du hattest dein Leben verwirkt. Nur durch etwas Zufällähnliches bist du gerettet, und es ist seit jener Stunde gleichsam ein zweites Leben auf das erste draufgepflanzt. Dieses zweite Leben mußt du als dir geschenkt betrachten, und demgemäß hast du dich auch zu benehmen".

So führt uns die Übung "Ich denke die Rede" in den Kräftebereich, dem wir uns in der Eurythmie verbinden. Es ist der Bereich neuer, geistiger Kräfte, in einer erkrankten, niedergehenden Kultur. "Ich denke die Rede" ist das Tor in die Welt der Auferstehungskräfte. Die Stellungen beginnen mit der Horizontale und enden mit der Vertikalen. Das Urbild dieses Tores ist das Kreuz.

DIE VERBINDUNG MIT DEM WERDESTROM

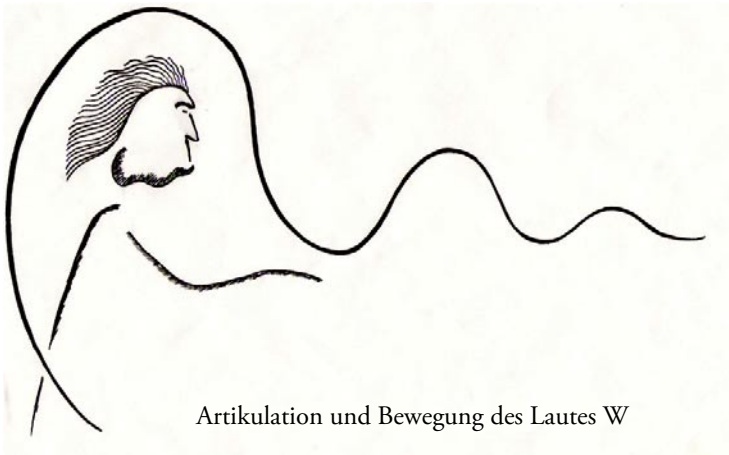
Eine Betrachtung zum Laut W

Befragt nach der eurythmischen Ausführung des Lautes W, antwortete Rudolf Steiner zunächst: "W, das ist so tief, das kann man eigentlich nicht machen." Auf weiteres Drängen gab er dann an, ein "langes U" zu machen. (24. 9. 1912, in: GA 277a, Entstehung und Entwicklung der Eurythmie)

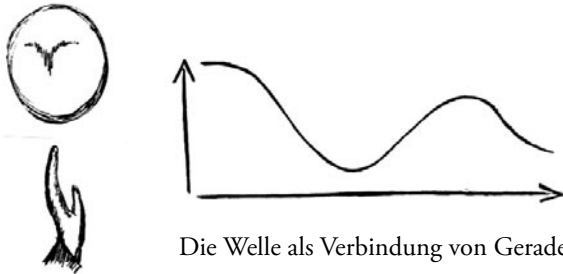
Im letzten Vortrag des "Lauteurythmiekurses" (GA 279, 12. 7. 1924) charakterisierte Rudolf Steiner das W als "bewegliche Hülle". Während man beim B eine feste Umhüllung, ein Haus hat, gibt die "bewegliche Hülle" einen immer sich erneuernden Schutz. Das W sucht die Alliteration; darin liegt ja das Element des immer erneuten Bildens - ohne je fest zu werden. Sieht man nicht vor sich die alten Nomadenvölker mit ihren Zelten einerseits und andererseits das Bürgertum, das seinen Namen davon erhielt, dass es sich in den Schutz der festen Mauern begab? Noch ganz hingeeben der alten, kosmischen Weisheit zogen diese über die Erde, mehr der Zeit als dem Raum verbunden, und trugen die Zukunft im Willen, verwoben kosmisch-Ererbtes in irdische Taten. Zum Bürger dagegen gehört der Raum, und auch die Weisheit muß in feste Hüllen gefaßt werden: Im Begriff. Das begriffliche Erfassen der Welt erlaubt, sie zu gestalten: Handwerk, schließlich Industrialisierung werden möglich.

In der Bewegung des W haben wir eine Wellenbewegung, die vom Rücken her ansetzt und nach vorne ausläuft: Aus der Rückschau in die Vergangenheit wird die Zukunft gebildet.

In der Gebärde des B dagegen wird der kosmische Umkreis zu einem "Mikrokosmos" zusammengefaßt: diesen kann der Mensch handhaben, eine neue, menschengeschaffene Welt wird gebildet: Ab-Bild des Kosmos. Im W dagegen begibt sich das Wesen selbst in die Wandlung: es verwebt sich dem Werden der Welt. Das Erreichte wird immer neu geopfert: so wird das Leben zum Weg. Unter diesem Aspekt läßt sich auch die Kopfbildung verstehen. Die vergangene Inkarnation wird zum Ausgangspunkt der neuen Leibesbildung; vom Kopf aus wird der Leib gestaltet.



Artikulation und Bewegung des Lautes W



Die Welle als Verbindung von Geradem und Rundem

Die Gefahr der W-Bewegung ist der Verlust des Ziels. Fehlt der Wellenbewegung die Aufrichte, so blickt man in die Elementarwelt: Undinen erscheinen. Dies wird deutlich sichtbar in der eurythmischen Bewegung. Die Wellenbewegung setzt sich aus zwei Komponenten zusammen: horizontales Weiterfließen in der Zeitenströmung - und vertikale Aufrichtekraft. Im "Lauteurythmie-kurs" gab Rudolf Steiner Formen (Gesten) an, "die aus dem menschlichen Organismus entspringen", insofern er aus den Kräften des Tierkreises gebildet ist und aus denen dann die entsprechenden Lautbewegungen geführt werden können. Folgende Geste wurde dem Widder, aus dem das W erklingt, zugeordnet: "Kopf nach vorn abwärts, mit der rechten Hand das Kinn berühren, die linke Hand hängen lassen." (Eurythmie als sichtbare Sprache, 10. Vortrag 7. 7. 1924, GA 279). Hier erscheint also die Aufrichte in der Hand, die zum Kopf weist, vielleicht auch: ihn trägt. So könnte man das W deuten als: "Wesen, begib dich in den Strom des Werdens, verwebe dein Wesen der Welt, -doch

verliere dich nicht, sondern finde immer wieder neu die Aufrichtekraft deines Ich." Diese Möglichkeit besteht erst seit der Zeitenwende. In der vorchristlichen Zeit mußte der Mensch seinen Leib, die Erde verlassen, um eine geistige Entwicklung durchzumachen. Erst das Ereignis der Christus-Erscheinung auf Erden ermöglicht die geistige Entwicklung in der Erdenregion. "In der Zeiten Wende / Trat das Welten-Geistes-Licht / In den irdischen Wesensstrom" - diese Worte aus der Grundsteinmeditation können als Hinweis auf den W oder Widder-Aspekt gelten, in dessen Kulturzeit die Ur-Weihnacht geschah.

In unserem Jahrhundert sind wir aufgerufen, wieder Wanderer zu werden; nicht im äußeren Sinn, wie die Nomadenvölker, sondern im inneren: wir müssen den Bereich fester, erstorbener Vorstellungen und Begriffe verlassen und neue, lebendige Begriffe bilden. Diese können wir nur immer neu fassen, sie selbst wandeln sich. Zu solcher Begriffsbildung ist nur ein Mensch fähig, der immer neu zu fragen versteht, der nicht die Frage (wie bei der Neugierde) durch vorschnelle Antworten "gefrieren" läßt, sondern dem jede Antwort nur Anlaß zu neuer Frage ist. Der fragende Mensch ist Faust; der sich mit Antworten zufriedengebende Wagner. An den Menschen in der Bewußtseinsseele wendet sich Rudolf Steiner in der Philosophie der Freiheit, die mit (Wurzel-)Fragen beginnt; und Anthroposoph kann nur sein, wer gewisse Fragen als Lebensnotwendigkeit empfindet. (Leitsätze, GA 26, Nr. 1) Nicht zufällig beginnen unsere Frageworte mit W:

Wer, wie was, warum ... In der echten Frage müssen wir das "sichere Haus" des Wissens verlassen, uns auf Neues einlassen - und doch helles, denkendes Bewußtsein bewahren. So zeigt das W auch hier seinen Charakter.

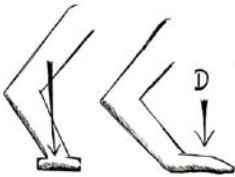
Im Heileurythmiekurs spricht Rudolf Steiner das W nicht an. Doch das darf nicht heißen, dass es nicht therapeutische Wirksamkeit hätte: die vielzähligen Steifheiten, Festigkeiten im Nackenbereich deuten darauf hin, dass ein Mensch hier festhält, statt das Haupt, also seine Vergangenheit frei zu balancieren und in die Zukunft einfließen zu lassen. Hier lassen sich mit dem W erstaunliche Erfolge erzielen. Die Region des Hauptes ist dem Widder zugeordnet, soweit sie nicht durchlüftet und bewegt ist - da gehört sie bereits zum Stier. Das Hinterhaupt gehört zugleich zum Saturn,

U. Hier strömen die leibbildenden kosmischen Kräfte ein und plastizieren den Leib aus; gleichsam als Anhang des Kopfes werden Leib und Glieder gebildet. Dieses Verhältnis von Kopf und Leib wird auch in der Artikulation des Lautes W anschaulich, wenn man den beweglichen Unterkiefer als metamorphosierten (Stoffwechsel-) Gliedmaßen-Bereich und den Oberkiefer als Repräsentanten des Nerven-Sinnes-Systems betrachtet. Das W wird gebildet zwischen den oberen Schneidezähnen und der Unterlippe. Man kann leicht nachspüren, dass man den Unterkiefer dabei ganz locker hält; er wird zur aufnehmenden Schale für die scharf formenden Kräfte, die über die Schneidezähne herankommen. In der Abbildung habe ich versucht darzustellen, wie die vom Hinterhaupt einstrahlenden Bildekräfte über die Schneidezähne in den Gefäß werdenden Unterkiefer wirken. Wird nicht durch den Laut W der versteifte Organismus wieder durchlässig für die kosmischen Bildekräfte? So wäre für das W keine spezielle Indikation nötig, sondern der ganze Mensch würde wieder an den "Werdestrom" angeschlossen.

DER LAUT F

UND DIE EIWEISS-STABILITÄT DER “ATMENDEN ORGANE”

Die Gedanken dieser Darstellung ergaben sich in einer gemeinsamen Arbeit von Ärzten und Heileurythmisten am Vortrag Rudolf Steiners vom 16.4.21 (Geisteswissenschaftliche Gesichtspunkte zur Therapie, GA 313), die regelmäßig in Biberach stattfindet.



Der Laut F gehört sicherlich zu denjenigen, die ihr Wesen nicht leicht preisgeben. Auch die Ausführung ist schwierig. Im folgenden möchte ich versuchen, einen Weg vom Erfassen der Lautwesenheit zur therapeutischen Anwendung zu bahnen.



Als Rudolf Steiner am 17. September 1912 (Die Entstehung und Entwicklung der Eurythmie, GA 277a) zum ersten Mal über diesen Laut sprach, ging er zunächst auf das D ein. Er schilderte eine friedliche Abendlandschaft, in der der Mensch jeden einzelnen Gegenstand “mit einer unaussprechlich sanften, leise sich senkenden Handbewegung mit der nach unten gerichteten Handfläche ...” begrüßt. Er erwähnte dann den orientalischen Erzieher, den “Dada”, der auf die Dinge deutet und ihre Namen nennt.



Ganz anders dann beim F: die Landschaft wird sturmbewegt, alle Dinge fordern den Menschen auf. Darauf “,reagieren Sie mit der gleichen Bewegung, aber jetzt ganz energisch und elastisch.’ Und wieder machte (Rudolf Steiner) die Bewegung vor, nach allen Seiten immer ein kurzes, energisches Herunter-

und elastisch wieder Heraufschnellen.“ Im weiteren schilderte Rudolf Steiner dann die Laute G, K und H als immer verstärkte Abwehrreaktion auf häßlichen, bedrohenden und angreifenden Einfluß aus er Außenwelt, der energisch abgewehrt wird.

Im Zusammenhang dieser Laute könnte man sagen:

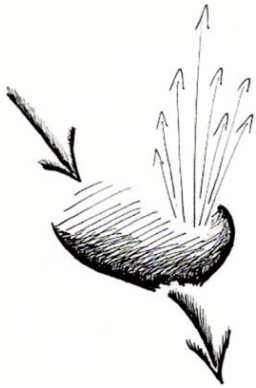
Die ruhige Gebärde des D führt ein Geistiges an ein Physisches heran: dies geschieht beim Deuten, wenn ein Teil der ganzen Wahrnehmungswelt seine Bedeutung erhält, es geschieht beim Gruß (da wendet man sich an das Göttliche im anderen) und es geschieht beim Namengeben. Der Vergleich des D mit einem Stempel wäre nicht äußerlich: auch dieser prägt dem formlosen Stoff (z. B. Siegelwachs) eine rein geistige Form ein.

In der starken Bewegung beim F dagegen ruht das Geistige nicht in den Dingen. Es hat sich herausgelöst - daher die Unruhe. In der elastischen Bewegung des F liegt die Reaktion: man möchte das zu stark freiwerdende Geistige wieder “hineinstopfen”, das sich doch wieder herauslöst. Dadurch ergibt sich die energische Bewegung der Hand nach unten und das elastische Wiederhochschnellen. Und auch im alltäglichen Leben macht man so eine Gebärde, etwa wie “sachte, sachte”, wenn jemand in seiner “Aufforderung” gar zu aufdringlich wird.

Im Heileurythmiekurs erwähnt Rudolf Steiner (am 15.4.21) das F mit dem Hinweis:

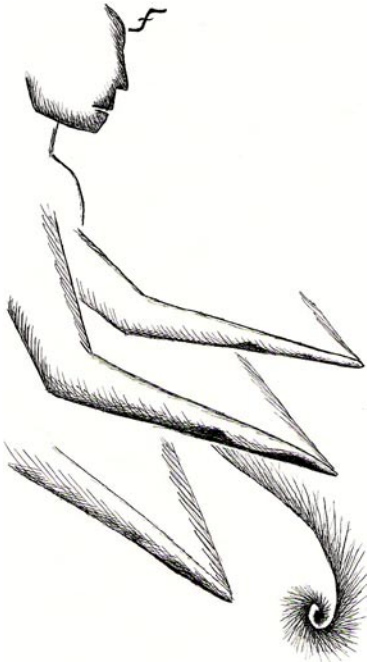
“Da handelt es sich um etwas Psychisches.” Und weiter: “Also es wirkt anregend auf die Harnentleerung.”

Hilfreich ist es, wenn man Ausführungen zur Hilfe nimmt, die Rudolf Steiner etwa ein halbes Jahr später, am 30. Oktober 1921 (Anthroposophie als Kosmosophie II, GA 208) macht. Hier heißt es: “Das Gefühlsleben geht so vor sich, dass der Ätherleib das Drüsenleben ergreift, aber das Drüsenleben leidet ihn nicht. Während aber der Ätherleib in das Drüsenleben hinein verschwindet, bevor die eigentliche Absonderung sich geltend macht, da hat der Mensch seinen Ätherleib nicht, da verschwindet ihm sein Ätherleib



in die Drüsen hinein. Er erlebt sich daher nur in seinem Ich und in seinem astralischen Leib. Und so ist es beim Gefühl ... Das erlebt er gefühlsmäßig-traumhaft, weil er ja untertaucht in den physischen Leib.“ Hier findet sich also wieder das oben angedeutete, elastische Bewegungselement: das Ätherische ergreift das Drüsenleben, wird jedoch nicht darinnen gelitten.

Führt man das F aus, so stößt man von sich, was die Seele verdunkeln, belasten will: stofflich wird diese “Finsternis” in den harnpflichtigen Substanzen abgesondert. Dadurch wird dann lichterhaftes Ätherisches frei, das vom Seelenleben ergriffen werden kann. Auch diesen Aspekt hat die Bewegung des F.



Noch tiefer erschließt sich die Wesenheit des Lautes F, wenn man den sechsten Vortrag des parallel zum Heileurythmikurs gehaltenen zweiten Ärztekurses (GA 313, Geisteswissenschaftliche Gesichtspunkte zur Therapie) dazunimmt. Hier spricht Rudolf Steiner von “atmenden Organen” (er nennt hier als Metamorphosen: Kopf-Lunge-Leber), die nach außen absondern, nach innen aber “geistbefreiende Tätigkeit, seelenbefreiende Tätigkeit” entwickeln. Dabei ist die Sauerstoff-Kohlensäure-Atmung Grundlage für die seelische Tätigkeit des Astralleibes in Sympathie und Antipathie, “das Maß der Ausscheidung des Stickstoffes ist ein Maß für das innere Arbeiten der menschlichen Organe nach der Geistigkeit hin”. “In diesem Prozeß des Vergeistigens, also in der anderen Seite der Atmung, da liegt

dasjenige, was gestaltende, eigentlich plastische Kräfte in der Eiweißbildung sind, da liegt alles dasjenige, was den Menschen gestaltet.“ So liegt also der Organbildung eine gestaltende Kraft zugrunde, die sich im Eiweiß abbildet, andererseits aber wiederum geistig-frei wird in dem Maße, in dem das Organ absondert.

Am Schluß des Vortrags greift Rudolf Steiner diesen Gedanken wieder auf: Die Ursache psychischer Erkrankungen ist in der Deformation von Organen zu suchen. Der Organbildung liegt eine Imagination zu Grunde, die sich im “stabilen Eiweiß” abbildet; wird das Organ schadhaf, so wird diese - leibbildende - Imagination frei und dringt ins Bewußtsein: Halluzinationen entstehen. “Wenn wir es zu tun haben mit einem Organ und den in seinem Innern sich entwickelnden Imaginationen, die dann ausstrahlen in den übrigen menschlichen Organismus und perzipiert werden, dann haben wir es mit einem deformierten Organ zu tun, dass die Imaginationsbildung nicht richtig in ihrer Plastik sich entfalten kann und dadurch auf der einen Seite, weil sie abnorm ist, sich der Bewußtheit aufdrängt. Es entstehen also die Halluzinationen und Visionen.”

Im zweiten Vortrag des “Lauteurythmiekurses” (25.6.24, GA 279 Eurythmie als sichtbare Sprache) spricht Rudolf Steiner über das F in den alten Mysterien: “Man sagte, wenn jemand das F spricht, stößt er den ganzen Atem aus; der Atem aber ist dasjenige, wodurch die Gottheiten den Menschen geschaffen haben, was also die ganze menschliche Weisheit im Winde enthält, in der Luft enthält ..” Und über die ägyptischen Mysterien: “Willst du anzeigen, was die Isis ist, die da weiß das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige, die niemals ganz enthüllt werden kann, so mußt du es in dem Laut F tun. Das Sich-Erfüllen mit der Isis in der Technik des Atems, das Erleben der Isis im ausgehauchten Atmungsvorgange ist im F. So dass eigentlich F nicht ganz genau, aber annähernd gefühlt werden kann als: Ich weiß. (. . .) Es läßt sich eigentlich fühlen als: Wisse du - der andere, zu dem man spricht; F sage ich zu ihm, um ihn aufmerksam zu machen, dass ich ihn belehren kann - wisse, dass ich weiß.”

Als zugehörige Bewegung wird das F nun in etwas verwandelter Form ausgeführt: die elastische Bewegung erfolgt jetzt in aufwärtsgehenden Stufen

- und entspricht damit den Darstellungen des “Isis-Schlängleins”.

Eine kleine Anekdote verdeutlicht den Satz “Wisse, dass ich weiß”: Wenn ein Eingeweihter von einem Außenstehenden aufdringlich nach Mysterieninhalten gefragt wurde, habe er mit F geantwortet.

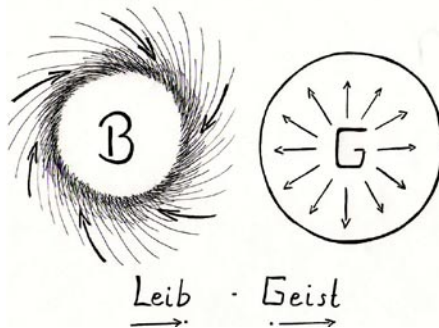
Zusammenfassend könnte man sagen: die Weisheit, die der Eingeweihte in sich fühlt, ist keine abstrakt-intellektuelle; sondern die schaffende Weisheit der ätherischen Welt. In der Belehrung darf sie nur in feiner Dosierung in das unvorbereitete Bewußtsein treten - sonst würde sie es überwältigen. Nicht: ‚Wisse, was ich weiß‘, sondern nur ein andeutendes: ‚Wisse, dass ich weiß‘, darf geäußert werden. In der ägyptischen Kulturzeit mußten die unvorbereiteten Seelen bereits vor einer unmittelbaren Konfrontation mit der Welt der schaffenden Kräfte geschützt werden.

Der eingangs erwähnte Vortrag behandelt den gleichen Vorgang unter medizinischen Gesichtspunkten: Wenn ein Organ schadhaft wird, tritt die es bildende Imagination ins Bewußtsein als Halluzination und überwältigt es - da entsteht die Geisteskrankheit. So, wie der Mysterienpriester durch das F die schaffende Weisheit nur in dosierter Form ausatmete - so können wir durch das (heil-)eurythmische F dazu helfen, dass die Organbildekraft genau in dem Maße das Organ verläßt, dass unser Gefühlsleben entstehen kann, nicht aber unser Bewußtsein überwältigt wird.

DIE ERDBILDUNG IM MENSCHEN ALS VORAUSSETZUNG SEINER GEISTIGEN FREIHEIT

Eine Betrachtung zum Laut G

Nachdem Rudolf Steiner am 17. 9. 12 das F als "Reaktion auf auffordernden Einfluß" charakterisiert hatte (s. meinen Aufsatz in Heft 5/1990), ließ er für das G "eine ruhige, aber deutlich abwehrende Handbewegung ausführen. »Lernen Sie G empfinden als abwehrende Reaktion.«" (Die Entstehung und Entwicklung der Eurythmie, GA 277a). Die Verstärkung dieser Abwehr findet sich im Laut K.



Hüllenbildung aus der Vergangenheit - Geistentfaltung in die Zukunft

Die Gebärde des G ist von innen nach außen gerichtet, wobei die in natürlicher Haltung dem Leib zugewandten Hand- und Arminnenseiten umgekehrt nach außen gewendet werden. Hierin erweist sich der Laut G als exakte Umkehrung des Lautes B: dieser bildet eine Leibeshülle, ein Haus, in dem das sich verkörpernde Wesen Schutz findet -jener drängt fort, was ihm als natürliche Bildung zu eng geworden ist und ihm die eigene Entwicklung verunmöglicht. Das Wesentliche wird vom Unwesentlichen getrennt. Jede Geburt ist mit dieser Gebärde verbunden: das Eingebettetsein in eine mütterliche Welt kosmischer Kräfte, die naturhaft wirken, wird verlassen, sobald das Wesen soweit erdenreif geworden ist, dass es sein eigenes Licht zum Erstrahlen bringen kann Inneres Licht breitet sich aus und drängt die äußere Finsternis zurück. Besonders deutlich wird diese Gebärde, wenn ein Mensch tatsächlich die Erdenreife erlangt: der Pubertierende stößt die

elterliche Fürsorge von sich, um seine eigenen Impulse entfalten zu können

So ist jede geistige Tätigkeit mit einem Abbau leiblicher Hüllenbildung verbunden. In der Gesamtorganisation des Menschen haben wir hier den Gegensatz von aufbauender Stoffwechsellätigkeit und abbauenden Kräften des Hauptes zu sehen. Dies wird deutlich in der Skelettstruktur: Im Haupt ist der Knochen nach außen gedrängt und gibt so dem geistigen Licht des Denkens Raum. Auch zeigt sich dieser Prozeß des Zurückdrängens bildender Tendenzen in der Entstehung des Gehirnwassers: es wird von aller Stoffwechsellätigkeit befreit. (Eine ausführliche Darstellung dieses komplexen Umstülpungsprozesses findet sich im Buch "Der musikalische Bau des Menschen" von A. Husemann.) Aber auch in der Bildung der Sinnesorgane liegt dieser Prozeß - man denke hier an den ebenfalls von aller Stoffwechsellätigkeit befreiten Glaskörper des Auges oder die tastend-abwehrende Gebärde der aus den Gehörknöchelchen gebildeten Gliedmaßen gegen das Trommelfell, mit der das Geräuschhafte des Tones abgehalten wird.

Bei der Artikulation des G wird der feste Schluß zwischen Zungenwurzel und Gaumen "aufgesprengt". Demgemäß kommt für die eurythmische Bildung den Handwurzeln besondere Bedeutung zu. Die Spannung reicht vom Schultergürtel über die Arme bis an diese Stelle. Tatsächlich verknöchern die Handwurzeln erst, wenn der Mensch soweit erdenreif geworden ist, dass er in der Urteilsbildung "Wesentliches von Unwesentlichem trennen" kann. In der Gestalt des ganzen Menschen sind die Gliedmaßen von der Erde her gebildet; deutlich zeigt der Oberschenkel als wuchtiger Röhrenknochen seinen irdischen Charakter. Als Metamorphose von Gaumen, Handwurzel und Oberschenkel kann man am Fuß die Ferse ansehen, die der Mensch gegen die Erde stemmt, wenn er sich aufrichtet. So erwirbt er sich auch hier geistige Freiheit, indem er das Erdenhafte möglichst weit aus sich heraus verlagert. Dem Tier fehlt dieser Prozeß -es bleibt eingeordnet in die Kräfte, die es gebildet haben.

Funktionen zeigt sich diese Richtung des Ausstoßens von fester Substanz in der Verdickung und Absonderung des Nahrungsbreies. So bringt Rudolf Steiner im Heileurythmiekurs (15. 4. 21) G, K und Q mit der Fortbewegung

im Darm in Verbindung. Er spricht hier von "innerer Mechanisierung" - der Gesetzmäßigkeit der äußeren Erdenwelt. Sie hat ihren Ort im Dickdarm, wo der Nahrungsbrei nicht mehr verarbeitet, sondern eingedickt und schließlich ausgestoßen wird. Hier endet der eigentliche stoffverwandelnde Aspekt des Verdauungstraktes und es beginnt der nach außen gewendete "Gliedermaßenaspekt". Dickdarm (und Blase) sind rein physische Bildungen; der Mensch lagert sich hier die Erde ein. Im 4. Vortrag des 1. Ärztekurses (Geisteswissenschaft und Medizin, GA 312) spricht Rudolf Steiner davon, dass Vögel weder Blase noch Dickdarm haben; sie entsprechen der ätherischen Organisation des Menschen: "Wir haben einen physischen Dickdarm und eine physische Blase, aber wir sind Vögel in bezug auf unseren Ätherleib, was diese Organe anbetrifft. Die sind tatsächlich im Kosmos dynamisch nicht vorhanden. Da (in unserem Ätherleib - d. V.) sind wir darauf angewiesen, dass wir unmittelbar, indem wir das Licht empfangen, es auch verarbeiten und die Ausscheidungsprodukte wiederum abgeben."

Der Vogel braucht weder Blase noch Dickdarm, weil er selbst, makrokosmisch gesehen, ein Gedanke ist. Die Erde ist "sein Dickdarm". Der Mensch aber bildet selbst Gedanken, er bringt Geistiges in irdische, begriffliche Form, entbindet dem natürlichen Gegenstand wiederum den Geist. Insofern der Mensch Geist im Bereich der Erde ist, muß er die Naturprozesse (Mineral-, Pflanzen- und Tierwerdung) erst in sich aufnehmen und dann zurückdrängen. Die Naturreiche muß der "Mikrokosmos Mensch" in sich tragen, um sie zu vergeistigen.

Im genannten Vortrag führt Rudolf Steiner über die Mineralisierungstendenz aus:

"Ihr ist nicht anders entgegenzuarbeiten, als dadurch, dass man sie zersprengt, dass man in sie gewissermaßen fortwährend kleine Keile hineintreibt." Und weiter unten: "Damit Sie auf der einen Seite entlastet werden von physischer Tätigkeit für das Denken, müssen Sie auf der anderen Seite Ihren Organismus belasten mit demjenigen, wozu Veranlassung ist zur Belastung durch den ausgebildeten Dickdarm und die ausgebildete Blase."

So sind einerseits Mineralisierungsprozesse nötig - diese geschehen als Ausscheidung aus dem Stoffwechsel heraus - andererseits wird aber ein

Freiraum geschaffen, in dem das Licht des Denkens unbelastet von jeder Stoffwechselftigkeit sich ausbreiten kann. dass diese Ausscheidung nicht nur im Bereich des Dickdarms zu finden ist, sondern ihre Metamorphose hat in den mineralischen "Einscheidungen" bei der Gestaltbildung, hat M. Kirchner-Bockholt in den "Grundelementen der Heileurythmie" dargestellt. Was der Mensch aus der Natur in sich aufnimmt, muß abgetötet und über die Stufen Pflanze-Tier-Mensch vergeistigt werden, um dann als rein menschliche Substanz den Leib zu bilden. Rudolf Steiner spricht im Lauteurythmiekurs (GA 279, 15. Vortrag) davon, dass im G "das ganze natürlich im Menschen sich Ausbreitende" befestigt wird.

Den Freiraum seines Denkens erringt sich der Mensch nur, indem er das Mineralische in sich weiter "befestigt", verhärtet als das Tier, dessen Knochen "viel lebendiger ist als der menschliche Knochen" (Allgemeine Menschenkunde, 3. Vortrag, GA 293). Und seine Denkfähigkeit entsteht zugleich mit der Abscheidung der härtesten Substanz des Organismus überhaupt: der Bildung der zweiten Zähne. Diese dargestellte Polarität zeigt sich deutlich in der heileurythmischen Ausführung des Lautes G: die Arme weiten sich zur Peripherie und lassen die Bewegung in der sogenannten Charakterspannung kristallisieren. Zugleich werden die Kniee zusammengedrückt, so dass sich "X-Beine" ergeben.

In der griechischen Mythologie finden wir die Imagination des Kentauren: der Unterleib ist als Tiergestalt ausgebildet, aus der sich dann eine menschliche Gestalt erhebt, die einen Bogen spannt. Ihr eignet Zielkraft des Denkens und Klarheit des Bewußtseins. Führt man die G-Gebärde in der heileurythmischen Form aus, kann man sich in dieser Polarität von gebundenen Beinen und Freiraum schaffenden Armen gut als Kentaure erleben. Er ist das Bild für die Entwicklung des freien, menschlichen Bewußtseins aus der tierischen Triebgebundenheit.

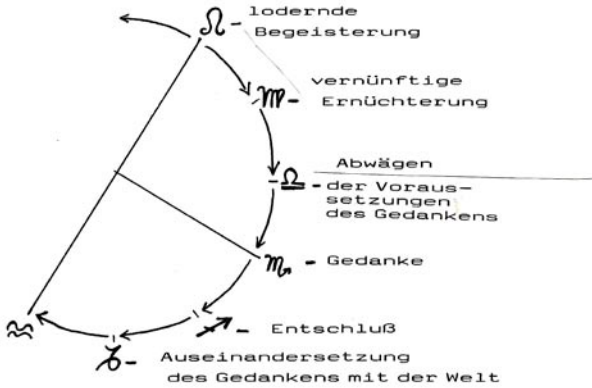
Betrachten wir nun von einem anderen, zeitlichen Gesichtspunkt aus das Verhältnis von Mensch und Naturreichen. Im Mineralreich herrscht das Gesetz von Ursache und Wirkung: Vergangenes hat seine Wirkung in der Gegenwart. So entsteht die Welt des Gewordenen, das aus sich keine Zukunft kennt. In der Pflanze dagegen spiegelt sich der Kosmos, die



Jahreszeit, die Umgebung in ihrer jeweiligen Gestalt. Das Tier schließlich wird, soweit es seinen Trieben folgt, von der Zukunft her bestimmt. Das innerlich vorerlebte Gefühl der Sättigung treibt es der Nahrungsaufnahme entgegen. Erst der Mensch kann sich aus der Zwangsläufigkeit der hier nur angedeuteten Zeitenströme erheben: denkend verarbeitet wird ihm Vergangenes zur Erfahrung, aus der er Zukünftiges planend gestalten kann.

Wie die Pflanze in ihrer höchsten Erscheinung als Baum das Gewordene, das Holz aus dem Lebensprozeß abscheidet, um sich nur immer höher darüber zu erheben, so erhebt sich der Mensch bewußt aus der gewordenen Vergangenheit zu zukunftsbildenden Taten. Das Gewordene bestimmt ihn nicht, soweit er es zu Erfahrungen verarbeiten konnte - es dient ihm vielmehr als "Widerlager" seines zukünftigen Handelns. Sprachlich drückt sich dies aus in der Bildung der "abgeschlossenen Zeit", des Perfekts: werden - es ist *ge*-worden. Und auch das Produkt, das aus dem Prozeß hervorgeht, bilden wir mit G: das Gewordene. Oder: Denken - Gedanken. Mit der Gebärde des Lautes G schließen wir den Prozeß ab, sondern wir aus, was uns an weiterer Entwicklung hindern könnte - und benutzen es zugleich als Widerlager, als Stufe für unseren nächsten Schritt. Zuerst entsteht diese Fähigkeit im Kopfbereich des Menschen beim Zahnwechsel: im metamorphosierten

Gießmaßenbereich, den Kiefern, wird die Zahnschubstanz ausgeschieden. Damit entsteht eine erste Fähigkeit, früher gebildete Gedanken zu benutzen und mit neuen Gedanken zu verbinden. Das gedächtnisgestützte Denken trägt die Merkmale des "Handelns" und seine Entfaltung zielt darauf, die Erde zu ergreifen.



In der Zuordnung der Konsonanten zum Tierkreis (Lauteurythmiekurs) erklingt der Laut G aus dem Schützen (Kentaur). Auf dem Weg durch den Tierkreis beginnt Rudolf Steiner bei der "lodernden Begeisterung" des Löwen, die später, im Skorpion zum (kalten) "Gedanken" wird. Dieser muß im Schützen zum "Entschluß" werden, bevor er sich, im Steinbock, "mit der Welt auseinandersetzen" kann.

Was aber ist seinem Wesen nach ein Entschluß? Beim Tier finden wir keine Entschlüsse, seine Bewegungen sind unmittelbar mit den Wahrnehmungen verbunden; die Eigenart einer Tierart ist als Instinkt in ein tragendes Netz von Wahrnehmungs-Handlungs-

Zusammenschlüssen geprägt. Bei der wirklich menschlichen Handlung dagegen wird das Wahrgenommene zurückgedrängt. Ein Freiraum entsteht, in dem das Ich rein geistig aus seiner "moralischen Intuition" handeln kann. Zwischen Veranlassung und Ausführung einer Tat steht das Ich und hält denkend auseinander, was naturhaft sich zusammenschließen will. Das Wahrgenommene wird erkannt und als Gewordenes ausgeschieden. Es dient nur noch als Voraussetzung, nicht als Faktor der Tat. Die "Schlüssigkeit"

von Wahrnehmung und daraus folgender Handlung wird entschlossen. Bestimmend für die Tat wird die vom Ich in dem von ihm geschaffenen Freiraum gewonnene "moralische Intuition". So wird durch jede freie Tat eines Menschen die Kette von Ursache und Wirkung unterbrochen. Die Welt des Gewordenen verliert ihre Macht und es entsteht eine neue Welt: die Erde selbst kann durch unser Wirken verwandelt werden.

Wenn der Mensch in seinem Organismus die Naturreiche vergeistigt, schafft er Raum für das Licht seines Denkens: als räumliche Gestalt gebiert er sein denkendes Bewußtsein. Im Entschluß wird aus dem Denken heraus die Tat geboren; im freien Handeln kann der Mensch auch die Naturreiche um sich verwandeln: die Erde selbst wird Licht.

DER MENSCH ZWISCHEN SEIN UND SCHEIN

Eine Betrachtung zum Laut H

"Doch wenn man wirklich bedrängt und angegriffen würde, dann sollte man sich mit einer energisch abstoßenden Bewegung wehren. Mit einer H-Bewegung. , Und wenn etwas ganz Luziferisches kommt, dann dürfen Sie auch einmal so machen!' Und vergnügt lächelnd vollführte er mit seinem linken Bein einen recht kräftigen Tritt, anscheinend nach irgendeinem vorgestellten Ziel!" So berichtet Lory Maier-Smits über die erste Angabe Rudolf Steiners zum Laut H am 17. September 1912 (Entstehung und Entwicklung der Eurythmie, GA 227a).

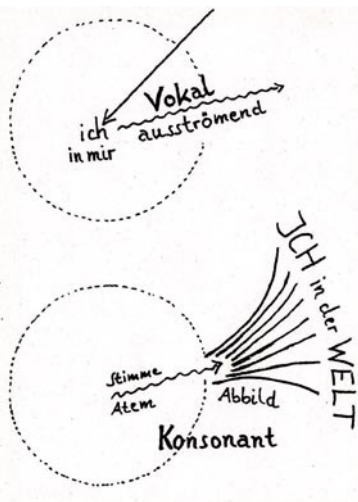
Im Lauteurythmiekurs dagegen spricht Rudolf Steiner vom H als "Heranwehendem". In dieser Widersprüchlichkeit drückt sich bereits der Charakter des H aus: die Polarität. ". . . der H-Laut, das ist so etwas, was eigentlich mitten drinnensteht zwischen dem Konsonantischen und dem Vokalischen. Es ist das bei allem der Fall, was in einer gewissen Beziehung mit dem Atmen in Beziehung steht. Das Atmen wurde immer wie etwas empfunden, wo der Mensch zum Teil innerlich erlebt, zum Teil aber schon nach außen geht. Nun, dieses H, der einfache Hauchlaut, kann empfunden

werden und wurde auch von den primitiven Menschen empfunden als die Nachahmung, die Gestaltung in der Luft, also die nachahmende Gestaltung in der Luft des Heranwehenden, so wie der Atem, die Atemluft heranweht.“

Diese Stellung zwischen Konsonant und Vokal läßt sich in der Lautbildung nach vollziehen. Vokale bilden wir von innen nach außen, indem wir den von der Stimme seelisch durchwärmten Atemstrom in Rachen und Mund färben. Bei Konsonanten dagegen bilden wir in der Artikulation die Außenwelt nach, und die so entstandene Form “holt” sich dann Stimme und Atem. Ohne diese Erfüllung mit der Innerlichkeit der Stimme bliebe der Konsonant unhörbar; die nur herangeholte Bildekraft ist noch keine Sprache.

In der Bildung der ersten Laute des Alphabets, A und B, können wir diese Unterschiedlichkeit deutlich wahrnehmen. Dabei kann man versuchen, den Vokalstrom (“Aaaa”) kontinuierlich klingen zu lassen und ihm die Artikulation des B rein mechanisch aufzuzwingen: eine Lautbildung entsteht dadurch nicht. Erst wenn, wie dargestellt, durch die Artikulation des B die Form eines abgeschlossenen Innenraumes gebildet ist und sich dann die Stimme holt, erleben wir den Laut.

Bei der Bildung von A müssen wir uns erst tief in uns hineinversetzen, um dann her austönen zu können. Umgekehrt greifen wir bei B in die Welt und holen sie an uns heran: B wird ganz peripher, mit den Lippen gebildet. Zwischen diesen Polen lassen sich die anderen Laute ansiedeln: jeder



Laut hat sein ganz spezielles Verhältnis von Atem, Stimme und Artikulation.

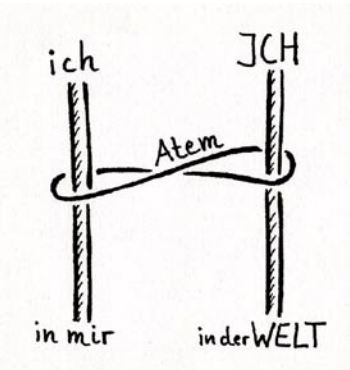
H bilden wir, indem wir die Artikulationsstelle zurückverlegen bis an den Ort der Stimmgebung: die Stimmlippen selbst werden zum Artikulationsorgan. So steht das H tatsächlich zwischen Vokal und Konsonant, zwischen Aus- und Einatmung. Man könnte es auch als "Umkehrpunkt" des Atems, und zwar sowohl als inneren wie äußeren, ansehen.

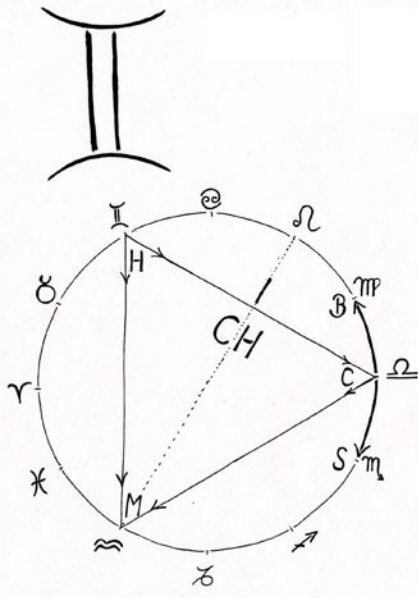
In der eurythmischen Gebärde des H wird aktiv nach außen gekehrt, was zuvor geballt "innen" gehalten wurde - und umgekehrt von außen herangeholt, was kosmische Weite hatte. Ein bloßes Atemströmen ist noch nicht der Laut H! Der Übergang muß aktiv gewollt werden, damit das H "Kern" erhält.



Sprachlich kann H den Konsonanten härten: "Th" oder auflösen: "Ph". Dem Vokal verleiht es Kontur: "Ha!" oder trägt ihn in die Weite: "Ah". So lebt es auch hier ganz in der Polarität.

Im Tierkreis ist H den Zwillingen zugeordnet. Im zugehörigen Symbol kann man zwei Sphären (eine obere und eine untere) sehen, die von zwei Linien (zusammen ergeben sie eine Säule) auseinandergehalten oder verbunden werden. Zusammen mit der Waage und dem Wassermann ergibt sich ein Tri-gon, das es in besonderer Weise mit der Polarität zu tun hat: sie entsteht bei den Zwillingen; diese haben eine gemeinsame Herkunft. Beim Wassermann (sein Laut ist M) werden dagegen zwei Pole zum Ausgleich gebracht,





zu neuer Einheit verbunden. Im Bild der Waage werden die Pole auseinandergehalten und doch in Beziehung zueinander gesetzt, also gegeneinander abgewogen. Jedes dieser drei Zeichen muß von den anderen beiden "mitgetragen" werden, um nicht in Einseitigkeit zu erstarren.

Zwischen Waage und Zwillingen bilden wir das Wort "ICH". Der eine Ich-Zwilling lebt in der Peripherie, ist eins mit der Welt. Der andere wird sich am Spiegel des Leibes bewußt. Die Signatur des Ich ist, dass es unterscheiden und wieder verbinden kann. Ständig ist es der Gefahr ausgesetzt, die "Ausgewogenheit" der beiden Pole zu verlieren, sie "aufzulösen". So wies Rudolf Steiner immer wieder auf den luziferischen Charakter des H hin. Im Heileurythmiekurs (2. Vortrag) stellt er ihm das M an die Seite: "Machen Sie das H zuerst und lassen Sie es langsam übergehen in ein M. Nun sehen Sie das einmal an. Da haben Sie die ganze Anschauung des Luziferischen abgemildert, ihm die Spitze genommen, in dieser Bewegung zum Ausdruck gebracht."

In den beiden Ich-Zwillingen stehen sich Sein und Bewußtsein gegenüber. Wenn wir wahrnehmen, erleben wir durch die Tore unserer Sinne das "Licht" unseres in der Welt lebenden Ich-Zwillings. Dieses wäre nur Schein, wäre unser Ich nicht sowohl im Leibesspiegel als auch in der Welt real anwesend. dass wir nicht ein umgekehrtes, kleines Bildchen eines Gegenstands auf der Netzhaut erleben, sondern diesen unmittelbar

als Realität "draußen" sehen, verdanken wir dem Zusammenwirken der Ich-Zwillinge. Bewußtsein von den Dingen der Welt kann nur entstehen, indem Subjekt und Objekt der Wahrnehmung sich getrennt gegenüberstehen: in der "All-Einheit" von Welt und Selbst wären wir nur Träumer. Doch müßten wir die Realität der Welt verlieren, könnten wir nicht die Getrenntheit auch wieder verbinden. Unser Ich-Bewußtsein hat die leibliche Grundlage im Sinnesorganismus. In ihm werden Selbst und Welt verbunden und zugleich auseinandergehalten.

Allgemein gehört zu den Zwillingen die "Symmetrie". Ihr Wesen ist, dass ein Bestimmendes selbst nicht erscheint, sondern unsichtbar zwischen zwei Polen steht und diese gestaltet. Wo wir ein symmetrisches Gebilde erleben, werden wir auf ein drittes, rein geistiges Element hingewiesen, das selbst nicht den Sinnen zugänglich ist. Wir können es nur denkend suchen. So hält sich das Ich geistig lebendig, indem es sein Wesen nicht in eine bestimmte, irdische Erscheinungsform gießt, sondern zurückhält. Zwischen oder durch polare Erscheinungsformen erst wird es erlebbar. So offenbart sich uns der eine Blick durch zwei Augen.

In der Leibesgestalt ist die Schulter-Arm-Region den Zwillingen zugeordnet. Hier geht die zusammenfassende Gebärde des Hauptes in die Polarität von links-rechts über. Zugleich liegt aber in den Armen die Atemgebärde von nah und weit. Nehmen und Geben. Die obere Sphäre hat in der aufnehmenden linken, die untere in der erdgreifenden rechten Seite ihre Entsprechung. Dazwischen können wir das Schlüsselbein als vermittelnd erleben: seine geschwungene Form bewegt sich zwischen oben und unten, rechts und links.

Der wollende Mensch offenbart sich im Schreiten: hier stellt das Ich fortwährend das Gleichgewicht zwischen den Polen rechts-links, aber auch vorne-hinten und oben-unten her. Jede Einseitigkeit in diesem Prozeß zeigt an, dass das Verhältnis von Ich und räumlich zeitlicher Welt gestört ist. So wird die große Bedeutung verständlich, die Rudolf Steiner dem Schreiten für die Diagnostik des Heileurythmisten beimaß.

Die ersten Übungen des Heileurythmiekurses sind das jambische (als

“Zappeljambus” bekannt) und das trochäische A. In ihrer Seitenthematik kann man den Zwillings-Aspekt wiederfinden. Bei der jambischen Übung beginnt der linke Arm, den dann der rechte “ergänzt”: beruhigende Kopfkräfte sollen dem übermäßigen Zappeln des rhythmischen Systems entgegenwirken. Auf dem Hintergrund der Charakterisierung der Richtung von links nach rechts als Weg vom Ätherischen in das Physische und umgekehrt (GA 115, Anthroposophie ..., 3. Vortrag) wird deutlich, dass in diesen beiden Übungen ausgehend von der jeweiligen Einseitigkeit die Ströme von Inkarnation und Exkarnation ins Gleichgewicht gebracht werden. Damit beginnt der Prozeß des Heilens (wörtlich: Ganzmachen). Der einen Hälfte muß die andere wieder hinzugefügt werden.

In den letzten Übungen des Heileurythmiekurses erscheint das H ausdrücklich in seiner Polarität: “H-A (Lachen)” und “A-H (Verehrung)”.

Wann sagen wir “Ah!”? Etwas Undurchsichtiges, Dunkles hat sich erhellt. Wir konnten etwas ins Licht unserer Erkenntnis heben, das zunächst Dunkle in Licht auflösen. Wir haben etwas Irdisches in die Ebene des Geistigen gehoben. Der erste Schritt zu einem höheren Erkennen ist, wie Rudolf Steiner wiederholt dargestellt hat, die “Verehrung”. Sie gilt dem Wesenhaften selbst, zu dem wir uns erheben wollen. Wir machen uns durch sie fähig, dem Wesen einer Erscheinung gegenüberzutreten. Nicht zufällig steht diese Übung am Ende des Heileurythmiekurses: das Krankheitsgeschehen wird erlöst, indem es in die Sphäre geistigen Erkennens gehoben wird. Es wird selbst Erkenntnisorgan - der Krankheitsprozeß wird zum Schulungsweg.

“Lachen” deutet demgegenüber eine andere Situation an: etwas ist unauflösbar, läßt sich nicht ins Licht des Erkennens heben. Es ist den menschlichen Geisteskräften nicht zugänglich, gehört einer nur irdischen Welt an. Es ist kein Widerspruch, dass dazu gerade das “Menschlich-Allzumenschliche” gehört. Als grotesk erleben wir eine Situation, die nicht auflösbar ist. Wir befreien uns dann von ihrer Unerträglichkeit, indem wir lachen: “Ha!”. Wir verweisen damit das auf die rein irdische Ebene, was nicht zu uns gehört. Auch wenn wir etwas “lächerlich” finden, sagen wir damit eigentlich: es gehört nicht zu uns, wir wollen es nicht in unser Wesen aufnehmen, sondern uns darüber erheben. Die eurythmische

Ausführung von “H-A” ist dementsprechend nach unten gerichtet. Wenn man an Situationen denkt, die nur der Humor retten kann, die sonst zu Konfrontation und Entzweiung führen würden, kann man erkennen, dass dieser zu den Ich-Kräften zählt, die Verkrampftes auflösen können, ohne es zu zertrennen. Zugleich kann aber auch die Gefahr der “Über”-heblichkeit sichtbar werden.

Fehlen jedoch diese beiden Kräfte, kann der Mensch nicht sich selbst oder das, was er erlebt, “ins Licht heben”, dann wird ihm zur Last, was er unbewältigt von der Welt aufnehmen muß. Diese Last trägt er vorzugsweise auf seinen Schultern. Verkrampfungen in diesem Bereich sind die Folge; der Übergang aus der vorderen, der Sinneswelt zugewandten Welt in die übersinnliche Welt kann dann nicht geschehen. Auch Einschlafstörungen treten auf, wenn der Prozeß des Ab- oder Auflösens gestört ist.

Die fehlende Auflösungskraft zeigt sich auch der aufgenommenen Nahrung gegenüber. Sie kann nicht richtig verdaut werden, bleibt zu lange im Magen liegen und wird nicht in den Darmtrakt übergeführt. So ist die Indikation des Heileurythmiekurses für H:

“... wenn man bemerkt, dass irgend jemand die Speisen nicht herausbekommt aus dem Magen in den Darm ...”

Bei der Ausführung des H ist besonders darauf zu achten, dass sie nicht “schlagartig” erfolgt, sondern zwischen den Polen von kräftigem Bewegungsansatz und Ausklingenlassen in die Weite eine weich geführte, strömende Bewegung geschieht. Dies ist, vor allem zusammen mit dem heileurythmischen Sprung ins A, nicht leicht auszuführen. Gelingt es aber, kann sofortige Erleichterung möglich sein. An der Bewegung kann abgelesen werden, wie im strömenden Bewegungselement der Ätherleib wieder vermittelnd zwischen Astralleib und physische Organgrundlage treten kann. Übersäuerung und Gastritis sind die organischen Entsprechungen des zu stark in die physische Grundlage des Organs eingreifenden Astralleibes.

Zwischen den beiden “Ich-Zwillingen” spielt sich nicht nur unser Wahrnehmungsleben, sondern auch unser Handeln ab. Hierbei müssen

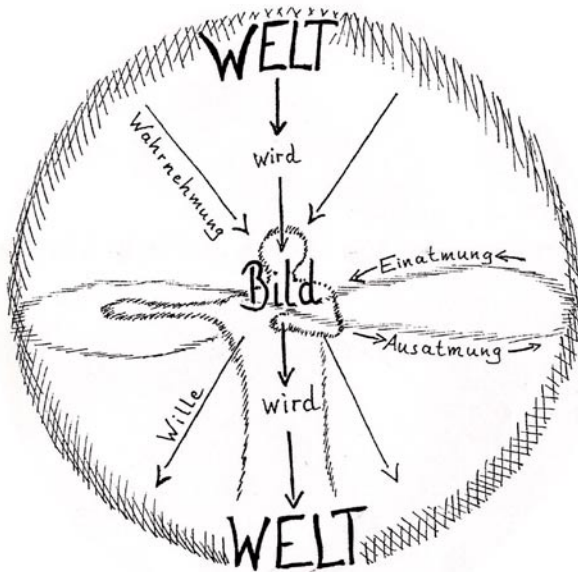
wir ein Bild von dem, was wir ausführen wollen, aus dem Bereich des konzentrierten, bewußten Zwillings dem peripheren Zwillling “übergeben”. Dieses Bild oder diese Vorstellung einer Bewegung muß einschlafen, wenn wir sie ausführen wollen. Solange wir sie wach in unserem Bewußtsein halten, kann keine Bewegung geschehen. Erst wenn wir das Motiv dem in der Welt

lebenden peripheren Ich übergeben, kann es über den Astral- und Ätherleib der Gliedmaße den “Sog” erzeugen, dem dann die Bewegung folgt.

Im eurythmischen Tierkreiszusammenhang ordnete Rudolf Steiner den Zwillingen die “Fähigkeit zur Tat” zu. Von einer Fähigkeit kann man erst sprechen, wenn die Vorstellung eines Handlungsablaufes in den unbewußten Bereich des Organismus hinuntergesunken, selbst organisch geworden ist, ohne sich jedoch aufgelöst zu haben. Die Fähigkeit muß so selbstverständlich wie eine Lebensfunktion zur Verfügung stehen. Damit kommt sie aber in den Wirkensbereich des unbewußten Ich. Allgemein läßt sich sagen, dass wir nur zu Taten fähig sind, wenn eine Bewegungsvorstellung dem peripheren Ich-Zwilling übergeben werden kann.

In der Lähmung haben die Zwillinge die Verbindung miteinander verloren. Der “zentrierte Zwilling” hat dann die Vorstellung einer Bewegung, kann ihr aber keine Realität verleihen - dem peripheren Zwilling fehlt die Vorstellung, der er Realität geben könnte; er “weiß nicht, was er tun soll”. In der Polarität von spastischer und schlaffer Lähmung sind die Einseitigkeiten beider Zwillingsaspekte (zu sehr zentriert oder ganz Außenwelt) erkennbar. Eine gelähmte Gliedmaße ist ganz in den Bereich eines Zwillings übergegangen, ist selbst Vorstellung oder Außenwelt geworden.

Als Bild der beiden Zwillingsaspekte können auch die sensorischen und “motorischen” Nerven gesehen werden. Wie oben angedeutet, lebt das Ich gleichermaßen in der Innen- wie in der Außenwelt. Zwischen beiden Polen hin- und herschwingend oder -atmend kann man sich den Astralleib denken. In der Sinneswahrnehmung strömt er in das Leibesinnere und verdichtet sich um das Zentrum des sich leiblich erlebenden Ich-Pols. Die Welt wird uns so im Bild bewußt.



Umgekehrt ist es beim Wollen. Hier ist das peripher in der Welt lebende Ich das Ziel, zu dem der Astralleib hinströmt. Er zieht den Ätherleib mit sich - die Gliedmaße folgt dann dem entstandenen Sog. Eine zielgerichtete Bewegung geschieht nicht von innen nach außen, sondern wird von außen impulsiert: das Ich befindet sich schon im Ziel, bevor die Bewegung physisch beginnt. Im Bereich des zentrierten Ich muß jedoch für jede koordinierte Bewegung ein mehr oder weniger bewußtes "Bewegungsbild" leben. Als Willensäußerung wird dieses Bild dann dem äußeren Raum eingepreßt. Was im Inneren bewußtes Bild war, wird Bildung (im Sinne von Gestaltung) der äußeren Wirklichkeit. Diese sollte man sich nicht als Druck vorstellen, sondern als Sog: das periphere Ich schafft in der Außenwelt eine Negativform, die sich dann mit der physischen Ausführung der Bewegung erfüllt. Diesen negativen (Saug-) Raum bildet das periphere Ich aufgrund der Bewegungsvorstellung des zentrierten Ich aus. Man könnte auch sagen: Im Willensakt nimmt das periphere Ich die Bewegungsvorstellung des zentrierten Ich wahr. Doch während dem Sinneswahrnehmen die Richtung von der Peripherie zum Zentrum, vom Sein zum Bewußtsein zugrundeliegt, geht hier die Richtung vom Bild zur Realität, vom Bewußtsein zum realen Sein des Schaffensprozesses. Die Impulse in sensorischen und "motorischen" Nerven verlaufen entsprechend diesen Richtungen. Jedoch liegt die Ursache

der Bewegung ebensowenig einseitig im Zentrum (Zentrales Nervensystem), wie die Verursachung der Sinneswahrnehmung in der Außenwelt. Wie wir vom Zentrum in die Peripherie greifen, um uns in der Wahrnehmung die Welt als Bild heranzuholen, greift umgekehrt der periphere Ich-Zwilling in unser Vorstellungsleben, um das Bild zu "holen" und dann real werden zu lassen.

Im Willensakt werden die Verhältnisse des ruhenden, die Welt betrachtenden Menschen kurzfristig umgekehrt: nicht der Mensch nimmt die Welt wahr - die Welt nimmt vielmehr den Menschen durch seine Taten wahr. Werden die sich anspannenden Muskeln nicht zu "Köpfen"? Zu Wahrnehmungsorganen der Welt für den wollenden Menscheng Geist? Darauf deutet hin, dass nicht der sich zusammenziehende, sondern der erschlaffende Muskel in den Stoffwechsel eingeschaltet ist.

Deutet man Sinnesorgane als "Golfe der Außenwelt in die Innenwelt hinein", müßte man Gliedmaßen umgekehrt als Ausstülpungen des Leibesinneren in die Außenwelt ansehen. Versuchen wir einmal, uns in die Situation des peripheren, sich mit der Welt identifizierenden Ich-Pols hineinzusetzen: Gliedmaßen und insbesondere Muskeln wären ihm das, was unserem zentrierten Ich-Pol die Sinnesorgane sind. Doch so, wie wir uns als zentriertes Ich die Welt als Bild einbilden, müßten wir als peripheres Ich uns - das hieße aber: der Welt - das Bild als Realität einprägen.

Daß wir unsere Taten nicht von dem hier charakterisierten Standpunkt aus erleben, rührt davon her, dass wir uns nur als zentriertes Ich bewußt werden. Als solches aber sind wir gleichsam nur Zuschauer dessen, was wir ausführen. Es kann deutlich werden, dass für ein einheitliches Persönlichkeitserleben jede der hier angedeuteten Einseitigkeiten vermieden werden muß. Die Pole dürfen weder in- noch auseinanderfallen, sondern müssen immer wieder neu in Beziehung zueinander treten. Die luziferische Versuchung dem Ich-Erleben gegenüber besteht darin, die Pole Ich und Welt ineinander verschmelzen zu lassen (dann erleben wir die Lust, in der ganzen Welt aufzugehen) bzw. das Ich von seiner leiblichen Grundlage zu lösen, so dass es sich nur noch als Geist darleben kann.

Was im Laut H als luziferische Kraft in jeweiliger Einseitigkeit lebt, gibt uns die Möglichkeit, uns als erkennende und handelnde Erdenmenschen bewußt zu erleben. Den Gefahren des Abtrennens und Auflösens können wir nur begegnen, wenn sich die Waage-Wesenheit den Zwillingen verbindet: sprachlich drückt sich dies im Ch aus. Die ungeteilte Ich-Kraft, der göttliche Atemhauch selbst kann darin erlebt werden. "Ch" verströmt sich, ohne sich zu verlieren. Es verbindet sich dem Vokal, läßt sich von ihm an verschiedenen Artikulationsstellen mitnehmen - doch diese bleiben immer im Bereich des Gaumens, ohne in die Polarität von Glottis und Außenwelt zu geraten.

Indem wir Vorstellungen bilden, werden wir uns der Welt und unseres Selbstes bewußt, doch verlieren wir das Sein. Indem wir wollen, gewinnen wir das Sein - werden wirkend wirklich - doch verlieren das Bewußtsein. Die Ich-Wesenheit umfaßt beides. Damit das Ich in der Erdenwelt erscheinen und sich entwickeln konnte, mußte die Spaltung geschehen. Doch trägt es auch die Kraft in sich, die Trennung wieder zu überwinden, die Wunde zu heilen; zum Bewußtsein tritt dann das Sein wieder hinzu.

Dem Laut C soll eine anschließende Betrachtung gewidmet werden.

DER LAUT C - EIN SALZGEHEIMNIS

Wie im vorangegangenen Aufsatz (“Der Mensch zwischen Schein und Sein”) schon erwähnt, ist der Laut C dem Tierkreiszeichen der Waage zugeordnet. Dabei wurde die Waage als die Tätigkeit des In-Beziehung-Bringens zwischen der entstehenden Polarität bei den Zwillingen und dem Gleichgewichtszustand (“Der im Gleichgewicht sich befindliche Mensch”) des Wassermann dargestellt.

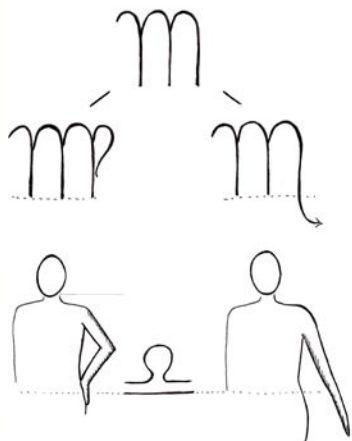
Der Waage benachbart sind Jungfrau (Laut B) und Skorpion (S, Sch und Z). Aus ihrer Betrachtung kann sich ergeben, was abgewogen wird.

Das B wurde bereits öfters erwähnt: Eine Hülle, ein Haus wird gebaut, in dem etwas Geistig-Wesenhaftes “wohnen” kann. In der Gebärde des B greifen wir weit in den Umkreis und verdichten dann die Bewegung bis zu einer festen Form. Das Wesen bildet sich sein Abbild als Hülle, in der es dann erscheinen kann. Unter “Jungfrau” kann dieser Aspekt der Aufnahmebereitschaft der gebildeten Hülle für das geistige Wesen verstanden werden.

Das Wesen, das sich in eine irdische Form hinein verkörpert hat, ist daran gebunden, hat seine geistig-freie Beweglichkeit verloren. Dies gehört allgemein zum Inkarnationsprozeß: in der Bildung der irdischen Leiblichkeit wird Seelisch-Geistiges gebunden; Bewußtseinskraft wird Bildekraft. In reiner Form geschieht dies in der Embryonalentwicklung; nach der Geburt beginnt schon wieder der Prozeß des Freiwerdens von Bildekräften, die dann unter die Ich-Kontrolle geraten können (Entwicklung von Gehen, Sprechen, Denken).

Das Freiwerden von Bildekräften ist mit den Skorpion-Kräften verbunden. In diesem Sinne sind hier Todesprozesse (Exkarnation) wirksam. Zunächst werden Bildekräfte frei im Kopfbereich: das Denken wird möglich. Die Bildekräfte sind verwandelt, sind leibfrei geworden. Auf der leiblichen Ebene befreien sie sich aus der individuell geschaffenen Leibeshülle und bleiben doch leibbildend wirksam: die Fortpflanzungsmöglichkeit entsteht.

Im engeren Sinn ist es die Zeugung, die, dem Skorpionbereich angehörend,



das Bild der Menschenorganisation der Hüllenbildung der Jungfraukräfte anvertrauen muß. So wird im Skorpion aus der irdischen Organisation wieder ein Bild des Menschen frei, das durch die Geschlossenheit der Erdengestalt individualisiert wurde, und so Grundlage für die Ich-Entwicklung des Menschen werden kann. In der Hülle, die aus den Jungfrau Kräften gebildet wird, haben wir es demgegenüber mit dem Abbild des Kosmos zu tun. Dieser wird hier zum Mikrokosmos gestaltet.

Nur zwischen diese beiden Kräfte kann sich das Ich-Wesen des Kindes verkörpern. Aus dem Jungfrau-Bereich bekommt es den Leib als Abbild des Kosmos, offen für die Urbildkräfte seiner vorgeburtlichen Heimat. Im Skorpion-Bereich wird ihm der Leib zur irdisch individualisierten, abgeschlossenen Form. In beiden Einseitigkeiten könnte keine Ich-Entwicklung geschehen; im einen Fall wäre der Leib nicht individualisiert, im anderen dagegen verfestigt. Mütterliches und Väterliches müssen zusammenwirken, um eine Bildung des menschlichen Leibes zu ermöglichen.

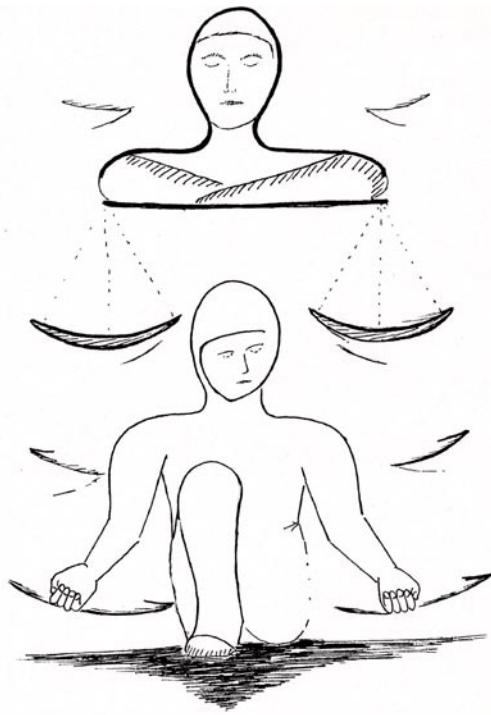
Die Symbole von Jungfrau und Skorpion können auf dem Hintergrund des Dargestellten gelesen werden. Gemeinsam ist ihnen ein "M", doch führt beim Skorpion ein "Stachel" in die Tiefe hinunter und kehrt dann erst wieder nach oben um. Bei der Jungfrau dagegen wird etwas wie oben zurückgehalten. Die Tierkreisstellungen, die Rudolf Steiner im Lauteurythmiekurs (10. Vortrag) angab, entsprechen exakt diesen Symbolen. Die linke Hand wird

beim Skorpion leicht seitwärts nach unten gehalten, bei der Jungfrau auf die Hüfte gestützt. Der Zuschauer hat so das Symbol als Bild vor sich. Steht das “M” für das Menschenwesen? Im Zeichen wird das “Himmelsgewölbe” in dreifacher Weise mit der Erde verbunden.

Die drei Zeichen Jungfrau, Waage, Skorpion wurden ursprünglich als eines gesehen. Statt zwölf waren es damit nur zehn Tierkreiszeichen. Dem entsprechen die zehn Kategorien des Aristoteles. Günther Schubert ordnete diese auf eine Anregung Rudolf Steiners hin den zwölf Tierkreiszeichen zu. In seinem Aufsatz “Die Kategorien des Aristoteles” (Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe, Nr. 29, Ostern 1970) heißt es:

Es ist bekannt, “dass das Tierkreisbild der Waage verhältnismäßig spät mitbezeichnet worden ist und Jungfrau und Skorpion für die ältere Auffassung eine Einheit darstellten. Die traditionellen Symbole für diese beiden Zeichen zeigen noch äußerlich die gemeinsame Herkunft. Eine Erklärung für diese Auffassung findet sich, wenn man berücksichtigt, dass die zehn Sefirot der Juden als die den Urmenschen Adam Kadmon aufbauenden Lehensmächte gedacht wurden. Adam Kadmon ist der Mensch vor dem .Sündenfall’. Da war der Mensch noch zweigeschlechtlich und noch nicht im Besitz der Verstandeserkenntnis. Der Skorpion wurde bekanntlich mit dem Geschlechtsprinzip in Zusammenhang gebracht, während er gleichzeitig das Denkprinzip darstellt, in welchem Aspekt er durch das Symbol des Adlers ersetzt werden kann. Nach dem Sündenfall trennten sich die Geschlechter, aus dem einheitlichen M entstanden Jungfrau und Skorpion. Zwischen beide wurde die Waage als Ausgleich eingeschoben.”

Der Waage teilte er die Kategorie “Wesen” zu. Dieses tritt bei der Jungfrau in “Erscheinung” und wird “schöpferisch” im Skorpion. Das “Schöpferischwerden” hat dabei, wie oben schon erwähnt, die Aspekte von “Reproduktion” und “Denken”. Das Waage-Zeichen zeigt eine untere, horizontale Linie. Sie repräsentiert die Erdrichtung. Die obere Linie führt aus der Horizontalen in einen Kreis und dann wieder zurück zur Horizontalen. Sieht man den Kreis als Symbol des Kosmos, so bindet das Waage-Zeichen das Irdische wieder an das Kosmische an. Man kann das Zeichen in seinem



oberen Teil aber auch als Andeutung des oberen Teils der Menschengestalt sehen, der etwas über der Erde schwebt.

Als Stellung für die Waage gibt Rudolf Steiner an: “Beide Arme nach vorn, übereinandergelegt.” (Lauteurythmiekurs, 10. Vortrag). Für die folgende Lautbewegung neigt man sich mit einer Kniebeuge so tief, dass man fast die Erde berühren kann und führt dann eine Schalenbewegung aus, die weit nach oben über den Kopf führt. Es ist, als würde man etwas aus der Schwere in die Leichte heben. Zusammen mit der Tierkreisstellung ergibt sich das Bild einer Waage: sie wird zunächst mit zusammengelegten Händen ruhig gehalten und dann bilden die Hände und Unterarme die beiden Schalen, die die Schwere aufheben.

In der Waage werden zwei Pole, die jeder für sich Gewicht haben, so miteinander in Beziehung gesetzt, dass sie diese Schwere gegeneinander aufheben: dann ist die Waage in der “Schwebe”, im Zustand der Schwerelosigkeit.

Rudolf Steiner spricht beim C vom Leichtsein: “In dem C wird nachgeahmt das Leichtsein.” Und weiter: “Und die alten Okkultisten haben gesagt: Das C, das ist in dem Urworte der Regent für die Gesundheit.” (Lauteurythmiekurs, 2. Vortrag) Und im dritten Vortrag führt er dazu aus: “Nun sagte ich Ihnen gestern, ein interessante! Laut ist der C-Laut. Er nimmt gewissermaßen ins Geistige herein das Materielle und hebt es auf, das Leichtsein andeutend. (. . .) Sie empfinden am besten das C, wenn Sie sich vorstellen, dass auf irgendeine unerklärliche Weise da etwas liegt an der entsprechenden Fläche Ihrer Arme, und während Sie die C-Bewegung machen, bringen Sie das zum Flug hinauf.”

Eine kleine Nuance anders spricht Rudolf Steiner über das Z:

“Das Z kann empfunden werden als dasjenige, was heiter stimmt dadurch, dass es nicht schwer, sondern leicht genommen werden kann; aber absichtlich eigentlich heiter stimmen will.”

Die Gebärde des Z wird abwärts geführt: “Sie müssen das Z besonders im Arm fühlen, nicht im Handgelenk, sondern im Heruntergehen des Armes.”

Man kann den zum Skorpionbereich gehörenden Laut Z etwa so beschreiben: Etwas Geistiges wirkt, aus dem Bereich der Leichte kommend, auf ein Irdisches so ein, dass dieses seine Schwere verliert. Dies geschieht bei der Zeugung. Ebenfalls zum Skorpionbereich gehört der Laut des “Wegblasens”, SCH. Hier überwiegt eindeutig die Aufwärtsbewegung, die alles Feste auflöst.

Der Laut S zerfällt selbst wiederum in die Polarität:

Sprachlich drückt sich dies im stimmhaften und stimmlosen S aus. Beim Laut C kann es überraschen, dass wir ihn eigentlich nicht aussprechen können: wir sprechen entweder Z oder K. Hörbar wird das C jedoch durch seine Verbindung mit anderen Lauten bzw. durch diese hindurch. So wird aus H CH, aus CH und S wiederum SCH. CH kann aber auch zum K werden (z. B. “Achse”), das C dieses noch verstärken: im CK.

So kann man im Laut C eine Wirksamkeit vermuten, die selbst nicht der physisch gewordenen Welt angehört, sich aber doch mit dem leichtesten (H als Feuerlaut) wie mit dem härtesten Element (CK) verbindet und deshalb im Irdischen ausgleichen, dieses wieder in die Leichte des Ätherischen heben kann.

Im Tierkreis steht der Waage der Widder gegenüber. Hier verbindet sich ein Wesen dem irdischen Zeitstrom: Die Wellenbewegung des Lautes W verwebt die Vertikale in die Horizontale. (S. meinen Aufsatz: "Die Verbindung mit dem Werdestrom").

Genau umgekehrt verläuft die Bewegung bei C. Die Vertikalbewegung ergreift die Horizontale: Das Wesen, das sich bei W in den Zeitenstrom hineingegeben hat, hebt nun die Horizontale selbst wieder in die Leichtewelt. So kann Widder-W als Inkarnationsprozeß eines geistigen Wesens gesehen werden, dem bei der Waage der Auferstehungsprozeß so folgt, dass Irdisches mitgenommen wird. Opfer (das Lamm gehört zum Widder) und Auferstehung bilden zusammen das Kreuz.

In ganz wunderbarer Weise läßt sich der Laut C im Märchen "Von dem Machandelbaum" (Brüder Grimm) wiederfinden. Ich möchte deshalb hier einige Motive dieses Märchens andeuten, den Leser jedoch bitten, das ganze Märchen, möglichst im Originaltext, selbst zu lesen.

Der Machandelbaum (Wacholder) ist von Größe und Gestalt her der Menschengestalt ähnlich; sieht man ihn in der Dämmerung, kann man meinen, ein Mensch stünde vor einem. Im Märchen ist er ganz mit dem Werden und Vergehen verbunden. Man könnte ihn als Repräsentanten der ätherischen Menschengestalt ansehen. An ihm erlebt die Mutter den Jahreslauf, und dahineinverwoben werden die einzelnen Schwangerschaftsmonate in aller Deutlichkeit geschildert. Zugleich bestimmt dieses Naturgeschehen auch das seelische Leben der Mutter: es ist davon noch nicht gelöst. Die Geburt des Kindes bedeutet zugleich den Tod der Mutter: ". . -da bekam sie ein Kind so weiß wie Schnee und so rot wie Blut, und als sie das sah, so freute sie sich so sehr, dass sie starb." Begraben

wird sie unter dem Machandelbaum.

Der Mann nimmt sich wieder eine Frau, mit der er eine Tochter bekommt. Die Stiefmutter tötet den Sohn, als er nach den roten Äpfeln greift. Doch richtet sie es so ein, dass ihre Tochter, Marlenchen genannt, diese Schuld auf sich nehmen muß, als sie ebenfalls nach dem Apfel greifen will: “. . . da gab sie ihm eins auf die Ohren, da fiel der Kopf herunter, darüber erschrak sie sich und fing an zu weinen und zu jammern und lief zu ihrer Mutter und sagte: ‚Ach Mutter, ich habe meinem Bruder den Kopf abgeschlagen‘ und weinte und weinte und wollte sich nicht zufrieden geben. ‚Marlenchen‘, sagte die Mutter, ‚was hast du getan? aber schweig still, dass es kein Mensch merkt, das ist nun doch nicht zu ändern; wir wollen ihn in Suhr kochen.‘ Da nahm die Mutter den kleinen Jungen und hackte ihn in Stücke, tat die in den Topf und kochte ihn in Suhr. Marlenchen aber stand dabei und weinte und weinte, und die Tränen fielen alle in den Topf, und sie brauchten gar kein Salz.”

Der Vater, ohne etwas zu wissen, ißt nun den ganzen Topf leer: “‚Gebt mir mehr, ihr sollt nichts davon abhaben, das ist, als wenn das alles meins war.‘ Und er aß und aß und die Knochen warf er alle unter den Tisch, bis er alles aufgegessen hatte.” Marlenchen holt die Knochen hervor, bindet sie in ein Seidentuch und legt sie unter den Machandelbaum. “Und als sie sie dort hingelegt hatte, so wurde ihr mit einem Mal so recht leicht und sie weinte nicht mehr. Da fing der Machandelbaum an, sich w bewegen, und die Zweige taten sich immer so recht voneinander und dann wieder zusammen, so recht, als wenn sich einer so recht freut und mit den Händen so tut. Mit dem so ging da so ein Nebel von dem Baum und recht in dem Nebel, da brennt das wie Feuer, und aus dem Feuer, da flog so ein schöner Vogel heraus, der sang so herrlich und flog hoch in die Luft, und als er weg war, da war der Machandelbaum, wie er vorher gewesen war und das Tuch mit den Knochen war weg. Marlenchen aber war so recht leicht und vergnügt, recht als wenn der Bruder noch lebte.”

Durch die Kraft seines Gesanges und Wortes vermag der Vogel eine goldene Kette für den Vater, ein Paar roter Schuhe für Marlenchen und einen schweren Mühlstein für die Stiefmutter zu gewinnen. Das Gewicht des

Mühlsteins ist besonders eindrucksvoll geschildert; zwanzig Müllerburschen können ihn gerade heben. “Da steckte der Vogel den Hals durch das Loch und nahm ihn um als einen Kragen und flog wieder weg auf den Baum und sang:

Mein Mutter, der mich schlacht’,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, der Marlenichen,
Sucht’ alle meine Benichen,
Bind’t sie in ein seiden Tuch,
Legt’s unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt,
wat vör’n schön Vagel bün ik!”

Der Vogel hier kennt keinen Geschlechtsunterschied; er repräsentiert das Menschenwesen in seiner himmlischen Gestalt, bevor es in die Geschlechtsgebundenheit der Inkarnation eintaucht. Es ist die Sphäre des Wortes, der Kunst, in der der Vogel lebt. Hier ist die ätherische Welt noch lebendig erreichbar; von hier aus kann sie eine erstarrte Welt neu beleben.

Der Stiefmutter, die im Lied doch als Mutter anerkannt wird, ist der Mühlstein zudedacht - das, was mit schwerem Erdengewicht alles Individuelle zermahlt. Dies wird ihr selbst zum Schicksal; das Märchen drückt sich hier drastisch aus: “Und als sie aus der Tür kam, bratsch! schmiß ihr der Vogel den Mühlstein auf den Kopf, dass sie ganz zermatscht wurde.” In ihr ist die Kraft repräsentiert, die das Menschenwesen zum Genuß irdischer Früchte verleitet und dadurch tötet. Im Märchen ist dies dargestellt, indem sie dem Jungen, als er nach dem Apfel greifen will, den Kopf abschlägt, so dass dieser selbst “unter die roten Äpfel fiel.”

Marlenchen (ihr Name weist auf Maria Magdalena, die Büsserin), ist Tochter der Stiefmutter. Auch ihr wird der Apfel zum Verhängnis, doch kann er sie nicht töten, sondern führt sie in die Schuld. So bleibt sie der Stiefmutter verbunden, muß miterleben, wie der Bruder in Stücke zerhackt und in “Suhr” gekocht wird. Zerstückeln und Auflösen (Säure) gehören zur Stiefmutter, doch Marlenchens Attribut ist das Salz, auf das bei ihren Tränen

ausdrücklich hingewiesen wird. Zum Salz treten dann noch die Knochen, die sie aufhebt und unter den Machandelbaum legt. So erkennen wir in Marlenchen die Seele des Menschen, die unschuldig schuldig geworden, in die Erdenerfahrung gerät und nun das Festgewordene der Erde mit ihrer Tränenflut wieder lösen möchte.

In geheimnisvoller Weise ist das Gestaltprinzip mit dem Salz verbunden; die Säure dagegen löst jede Gestalt auf. Wenn das Salz auskristallisiert, erreicht es seine endgültige Erdengestalt. Darinnen ist es tot, erstarrt. Die Tränen des Leides halten es in Lösung, bewahren es vor Verfestigung und Herausfallen aus dem Werden. So bleibt die Gestalt lebendig im Ätherisch-Wässrigen. Die Stiefmutter kann man als Kraft sehen, die das Wesen in die Todeserfahrung der Erdgebundenheit, in die Erstarrung führt. Marlenchen aber steht an diesem Punkte und führt durch ihr Leid wieder zum Aufstieg.

Der Vater nimmt in sich auf, was von der Erscheinungsform des Sohnes geblieben ist. Durch Säure und Kochprozeß ist die individuelle Gestalt aufgelöst, was übrigbleibt, das eigentlich Vergängliche, gehört ganz der Vaterwelt an: "... mir ist, als wenn das alles mein's war." Das Wesen kann er nicht erkennen, dieses erscheint nicht mehr, sondern ist in die Festigkeit der Knochen verdichtet: so wirft er die Knochen "unter den Tisch". In ihnen hat sich das Wesen selbst das Abbild geschaffen, aus ihnen kann es auch wieder auferstehen.

Marlenchen ergreift die Knochen, gibt ihnen neuen Zusammenhang, indem sie sie in ein Seidentuch bindet und dann den Verwandlungskräften des Machandelbaums anvertraut. Hier liegt die Mutter begraben. Heißt das nicht, dass der Machandelbaum das Prinzip der Menschengestalt repräsentiert, in die hinein eine ganze Welt ätherischer Schaffenskräfte ersterben mußte, um sie zur Erscheinung zu bringen?

Zwischen Mutter und Vater kommt das Wesen zur Erscheinung: es stammt aus der kosmischen Welt der Mutter und geht in die gewordene Welt des Vaters. So sind Vater und Mutter im Märchen beide mit der Erscheinung verbunden: in der Mutter erstirbt eine schaffende Welt, um eine irdische Form zu bilden. Ist diese irdisch gewordene Form nicht bereits

die Stiefmutter? Die irdische Form kann das Wesen nicht lebendig in sich aufnehmen: da sie selbst erstorben ist, wird sie zum Träger von Todeskräften und muß auch das Wesen, ihren Sohn, töten, zerstückeln: die irdischen Früchte - der Apfel selbst ist Symbol des Erscheinens im Irdischen - können es nicht nähren, sondern werden ihm zum Verhängnis.

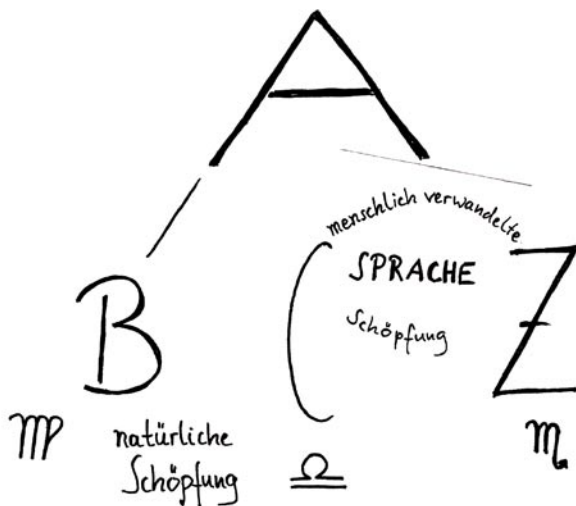
Noch eine Stufe tiefer im Irdischen steht Marlenchen. Sie entstammt der erstorbenen Hüllenwelt; diese kann ihr nicht den Tod bringen, doch muß sie sie in Schuld und Leid verstricken. Da Marlenchen sich selbst ganz mit der irdischen Form verbunden hat und diese durchleidet, kann sie das erstorbene Wesen wieder mit den verwandelnden Werdekräften verbinden.

Die im Märchen geschilderte Bewegung des Machandelbaums wird mit "Freude" in Beziehung gesetzt. Tatsächlich kann man diese Bewegung oft bei Kindern beobachten, die noch wenig sprachliche Ausdrucksmöglichkeit haben: Seelisches, das noch ganz mit dem Leib verbunden ist, löst sich bei der Freude aus der Leibgebundenheit und nimmt einen Teil der Bildekräfte mit. Diese freiwerdenden Bildekräfte werden zur Sprache, gehen aber beim plötzlichen Übergang noch einmal durch die Ebene der Bewegung hindurch.

Was im Knochen als Wesenhaftes enthalten war, wird durch "Nebel" und "Feuer" so weit geläutert, dass es zur Sprache werden kann:

Im "Lied" des Vogels lebt ein Konzentrat seiner Erdenerfahrung. Dieses "Salz" ist nun in die Leichte der ätherischen Welt gehoben und kann von da aus als Kraftgestalt erneuernd, verwandelnd wirken.

So können wir im Laut C die Kraft erkennen, die die Erfahrung der festen Erdenform wieder so in den kosmischen Zusammenhang hineinheben kann, dass die Schwere überwunden, nicht jedoch die individualisierte Gestalt aufgelöst wird und verlorenght. Dies ist mit der Sprache, der Welt der Phantasie und Kunst der Fall. So wird auch verständlich, warum das C nicht selbständig als Laut hörbar wird; es liegt der Sprachbildung insgesamt zugrunde, ermöglicht diese, indem es die festen Formen der Leibgestalt in die Leichte der Luftgestaltung hebt.



Im Alphabet ist dieser Weg nachgezeichnet: Der sich inkarnierende A-Mensch ("Adam") baut sich die Erdenhülle im B. Er befreit sich daraus wieder: dafür steht das C. Dadurch bildet er die Sprache, die sich nun in der Vielfalt der Sprachlaute bis hin zum Z offenbart.

Im Wort ICH bildet das C die Mitte. Nur indem das Ich durch die Salzform der Erdenerfahrung hindurchgeht, stirbt und wieder aufersteht, wird möglich, dass es frei wird, der Welt der schaffenden Kräfte anzugehören, ohne seine Individualität wieder zu verlieren.